

## Partituren des Glaubens

In der religiösen Kommunikation bzw. in der Kommunikation über religiöse Inhalte kommt dem Wechselspiel von Behauptungen und Rückfragen eine zentrale Bedeutung zu. Dieses Wechselspiel wird „professionell“ durchgearbeitet im Kontext einer theologischen Erkenntnis- und Prinzipienlehre. Ihre Aufgabe ist die Beantwortung der Fragen nach Quellen, Instanzen und Kriterien authentischer Aussagen über den Ursprung, den Geltungsanspruch und die existenzielle Relevanz des christlichen Glaubens. Dabei verweist die christliche Theologie traditionell auf die drei Größen Schrift, Tradition und Lehramt/Dogma. Allerdings droht ein positivistisches Missverständnis, wenn diesen Größen eine Autorität in Glaubensfragen zugeschrieben wird, ohne dass zureichend klar ist, worin ihre Normativität und Relevanz fundiert ist. Es soll im Folgenden sondiert werden, auf welcher Basis diesen drei Größen erst ihre Autorität und ihr normativer Charakter zukommt.<sup>1</sup> Im Zentrum steht die Frage, unter welchen Voraussetzungen ihr Zusammenspiel für die Frage nach Genese und Geltung von authentischen Aussagen über den christlichen Glauben relevant ist.

In der Bezugnahme auf Schrift/Tradition/Dogma soll traditionell geklärt werden, wie sich authentische Glaubensinhalte und -aussagen von bloß vermeintlichen Glaubensaussagen unterscheiden lassen. Kann diese Unterscheidung aber nur „glaubensintern“ geklärt werden? Wenn ja, wie lässt sich dabei ein zirkuläres Begründungsverfahren vermeiden: Relevanz und Autorität von Bibel, Tradition und Dogma/Lehramt bemessen sich danach, inwieweit sie im Dienst der authentischen Weitergabe des Glaubens stehen – und zugleich sind Bibel, Traditionen und Lehramt jene Instanzen, die über die Authentizität von Glaubensaussagen zu befinden haben!?

Wer nach Quellen, Formen und Instanzen einer authentischen Glaubensreflexion sucht, muss ein zweites Bezugsproblem einer theologischen Epistemologie im Blick haben: Den Glauben authentisch zu bezeugen, genügt nicht. Man muss von seiner Wahrheit auch überzeugen können! Daher muss neben alle Bestimmungen von Kriterien und Verfahren, die zu beachten sind, damit der christliche Glaube authentisch erschlossen und weitergegeben werden kann, auch die Klärung seiner intellektuellen Verantwortbarkeit

---

1 Vgl. hierzu ausführlich Höhn, Hans-Joachim: *Praxis des Evangeliums – Partituren des Glaubens. Wege theologischer Erkenntnis*. Würzburg: Echter 2015, 68–108.

treten. Wenn es bei der Frage, was wahrhaft zu glauben ist (und was „unglaubwürdig“ ist), auch um die Unterscheidung des Glaubens von Unvernunft und Aberglaube geht, spielt die Vernunft eine wichtige Rolle. Ihr kommt eine Filterfunktion zu, indem sie alles, was die Vernunft mit ihren eigenen Mitteln zureichend erkennen kann, und alles, was der Vernunft (logisch) widerspricht, auch nicht als Gegenstand des Glaubens gelten lässt. Gegenstand des Glaubens kann nur sein, was nicht un- bzw. widervernünftig ist und zugleich nicht mit den Mitteln der Vernunft abgeleitet oder bewerkstelligt werden kann.

Die Vernunft verlangt, dass Christen nichts für glaubwürdig und glaubhaft halten, von dem nicht feststeht, dass sie es auch widerspruchsfrei denken können. Dieser Grundsatz bestimmt auch Ansatz, Aufbau und Durchführung einer theologischen Epistemologie.<sup>2</sup> Ob man den Formen und Instanzen der Glaubensvermittlung trauen kann und ob sie normativ sind, hängt auch davon ab, inwieweit bei der Berufung auf Schrift, Tradition und Dogma auch die Vernunft als Bezugsgröße ins Spiel kommt. Wenn es um die Sicherung der Authentizität des Glaubens geht, braucht es Kriterien zum Ausschluss nicht-authentischer Glaubensaussagen. Hierbei ist ein unterscheidendes In-Beziehung-Setzen von Glaube und Vernunft zu praktizieren. Wie diese Verhältnisbestimmung durchgeführt werden kann, deuten die folgenden Thesen an:

(1) Die Strukturen der Erschließung und die Normen der Weitergabe des christlichen Glaubens müssen in Korrelation stehen zu den Inhalten des Glaubens. Anders formuliert: Es muss gezeigt werden, inwiefern es dem Inhalt des christlichen Glaubens entspricht, dass die Begegnung mit ihm durch Schrift, Tradition und Dogma (bzw. Lehramt) normiert werden kann.

(2) Gemäß dem Grundsatz „Der Glaube kommt vom Hören; das Hören gründet im Wort Christi“ (Röm 10,17) kommt nichts als Gegenstand des Glaubens in Frage, was der Mensch sich selbst zusagen kann. Vielmehr ist er darauf angewiesen, sich selbst etwas zusagen zu lassen, was für ihn (bzw. seine Vernunft) unableitbar und unverfügbar ist. Für den Menschen unableitbar und unverfügbar ist die Gemeinschaft mit Gott.<sup>3</sup> Er kann sich nicht selbst die Frage beantworten, wie Gott zum Menschen steht. Das Christentum behauptet, dass das für den Menschen unableitbare und unverfügbare Verhältnis Gottes zum Menschen als Verhältnis unbedingter Zuwendung im Leben (und Sterben) Jesu von Nazareth offenbar geworden ist.

2 Vgl. Höhn, Hans-Joachim: *Praxis des Evangeliums* (Anm. 1), 109–118, 151–236.

3 Vgl. ähnlich Knauer, Peter: *Der Glaube kommt vom Hören. Ökumenische Fundamentalthologie*. Freiburg – Basel – Wien: Herder 1991.

(3) Wenn die Zusage Gottes einer Gemeinschaft mit dem Menschen tatsächlich voraussetzungslos und bedingungslos ist, wenn sie am Menschen nicht Maß nimmt, sondern unbedingte ist, dann kann sie am Endlichen, Bedingten und Weltimmanenten nicht abgelesen werden, sondern muss im Endlichen, Bedingten und Weltimmanenten derart offenbar werden, dass sie dem Menschen zugesagt wird. Dabei muss es sich um eine Zusage handeln, die realisiert, was sie besagt (denn anders kommt das innerweltlich Unableitbare nicht „zur“ Welt). Was die Offenbarung von Gottes Verhältnis zum Menschen inhaltlich ausmacht, wird nur im Modus der Zusage in der Welt wahrnehmbar. Diese Zusage besteht darin, dass Gott beim Menschen „im Wort“ ist und „Wort hält“: Der Mensch darf sich verstehen als Adressat der unbedingten Zuwendung Gottes, auf die er sich im Leben und Sterben verlassen kann. Wenn für Grundlage und Inhalt des christlichen Glaubens die Kategorie „Wort Gottes“ verwandt wird, sind damit Inhalt, Struktur und Erschließung dieser Zusage gemeint.

(4) Das Wirken Jesu von Nazareth besteht nicht bloß in der „Ankündigung“ eines „Wortes Gottes“. Vielmehr sind sein Leben und Sterben zugleich dessen Realisierung. Hier besteht eine Koinzidenz des Vollzuges einer Zusage und der Realität des Zugesagten. Indem Jesus praktiziert, was er verkündet – unbedingte Zuwendung zum Menschen – und indem er sich mit seiner Botschaft identifiziert, kann er als das „Wort Gottes in Person“ identifiziert werden.

(5) Die performative Struktur der Verkündigung Jesu, d. h. die Koinzidenz von Vollzug und Gehalt unbedingter Zuwendung, ist relevant für die Bestimmung authentischer Glaubensaussagen, -inhalte und -vermittlungsweisen.

Ob eine Botschaft als „Wort Gottes“ verstanden werden kann, bemisst sich danach, inwieweit sich diese Botschaft so verstehen lässt, dass sie die Wirklichkeit, von der sie spricht, selbst in sich trägt und derart über die Sprache in die Welt bringt.

Ob eine Botschaft als „Wort Gottes“ verstanden werden kann, hängt ab von der Möglichkeit einer „zeitversetzten Gleichzeitigkeit“ mit dem geschichtlichen Ereignis der Offenbarung dieses Wortes Gottes.

(6) Dass eine Botschaft heute als „Wort Gottes“ verstanden werden kann, setzt voraus, sich über ein diachrones Kontinuum des geschichtlichen Ursprungs dieser Botschaft und ihrer authentischen Vergegenwärtigung vergewissern zu können. Dieses Kontinuum markieren die Größen „Hl. Schrift – Tradition – Dogma“.<sup>4</sup>

4 Zum Ganzen siehe auch die theologiegeschichtliche Studie von Rohls, J.: *Schrift, Tradition und Bekenntnis*. Tübingen: Mohr Siebeck 2013.

(7) Traditionell bedient man sich bei der Legitimation von Schrift – Tradition und Dogma/Lehramt einer „extrinseztischen“ Argumentation.<sup>5</sup> Wie diese Größen eine „äußere“ Beglaubigung der Weitergabe des Glaubens leisten (d.h. gleichsam als Bürgen auftreten), so sind sie ihrerseits durch bestimmte äußere Umstände als rechtens verbürgt. In diesem Falle verweist man also mehrfach auf äußere, objektive, intersubjektiv nachprüfbare Umstände der Beglaubigung einer unverfälschten und unverkürzten Weitergabe des Evangeliums. Die Hl. Schrift ist das früheste Zeugnis der Verkündigung Jesu. Als in diesem Sinne Ur-Kunde des Glaubens ist sie zugleich sein ursprüngliches Zeugnis. Die Wahrheit ihres Zeugnisses sieht man verbürgt durch die „Inspiration“ der Hl. Schrift. Die Tradition besteht dann in der authentischen Weitergabe dieses Zeugnisses, über die wiederum das Lehramt wacht, dessen Träger dazu in besonderer Weise bevollmächtigt sind und dies in entsprechenden Lehrentscheidungen zum Ausdruck bringen.

(8) Die klassische Deutung des Zusammenwirkens von Schrift, Tradition und Dogma/Lehramt weist den Konstruktionsfehler auf, dass sie die Authentizität der Weitergabe der christlichen Botschaft primär von der Beachtung formaler Kriterien – wie etwa der apostolischen Sukzession kirchlicher Amtsträger – abhängig macht. Zwar steht dahinter die durchaus zutreffende Annahme: Der Geltungsanspruch der christlichen Verkündigung ist nur dann einlösbar, wenn durch sie die Offenbarung des „Wortes Gottes“ geschichtlich tradierbar und jeweils neu soziokulturell antreffbar wird. Für die Sicherung dieser Antreffbarkeit ist es aber nicht hinreichend, dass formale Kriterien erfüllt werden, sondern dass es eine materiale Kontinuität zwischen dem Wirken Jesu von Nazareth und heutiger Verkündigung gibt. An sein Wirken ist die gegenwärtige Verkündigung inhaltlich zurückzubinden.

(9) Die Bedeutung kirchlicher Ämter, der liturgischen Tradition und Bekenntnisbildung besteht im Dienst an der Rückbindung gegenwärtiger Verkündigung an den Anfang und Grund des Evangeliums. Sie sind Ausdruck der Tatsache, dass der Glaube vom Hören kommt, aber nicht deren Bedingung. Der Glaube kommt nicht deshalb vom Hören, weil es Schrift, Tradition und Dogma gibt. Vielmehr sind diese Größen ein Ausdruck des Umstands, dass er vom Hören kommt. Schrift, Tradition und Dogma kommt für die Weitergabe des Glaubens nur insofern Normativität und Autorität zu, wie sie

---

5 Vgl. hierzu u. a. Kern, Walter und Franz-Josef Niemann: *Theologische Erkenntnislehre*. Düsseldorf: Patmos-Verlag 1981, 55–185. Zu den Grenzen eines solchen Vorgehens siehe Seckler, Max: *Fundamentaltheologie: Aufgaben und Aufbau, Begriff und Norm*, in: ders. u. a. (Hrsg.), *Handbuch der Fundamentaltheologie<sup>2</sup> IV*. Freiburg: Herder 1985, 398–400.

transparent sind auf die *performative Struktur und Logik* des „Wortes Gottes“, das realisiert, was es zusagt: unbedingte Zuwendung Gottes zum Menschen.

(10) Wenn das Verhältnis Gottes zum Menschen als Ereignis unbedingter Zuwendung vergegenwärtigt werden soll, kann dies angemessen nur in der Tradition des Ineinsfalls von Vollzug und Gehalt solcher Zuwendung geschehen. Lediglich in einem instruktionstheoretischen Offenbarungsverständnis (d. h. Offenbarung besteht in einer Mitteilung von Informationen) ist eine andere Lösung möglich. Bei der Vermittlung göttlicher Instruktionen kann der Inhalt des einst Mitgeteilten weitergegeben werden, ohne den ursprünglichen Akt der Mitteilung einer Information wiederholen zu müssen. Hier genügt es, eine originalgetreue Abschrift der ursprünglichen Mitteilung anzufertigen und zu tradieren. Wenn aber der Inhalt der Offenbarung mit ihrem Akt koinzidiert, ist es unabdingbar, zum Akt der Offenbarung Zugang zu erhalten. Wenn also Schrift, Tradition und Dogma relevant sein wollen für die Vergegenwärtigung des Glaubensgrundes, dann müssen sie verweisen auf die Reaktualisierung der Einheit von Vollzug und Gehalt der Selbstoffenbarung Gottes. Genauer: Schrift, Tradition und Dogma sind nur insoweit normativ für die Weitergabe des Glaubens, wie sie selbst der Koinzidenz von Vollzug und Gehalt unbedingter Zuwendung gerecht werden bzw. in deren Dienst stehen.

(11) Die Vermittlung des christlichen Glaubens entspricht nur dann der Verkündigung Jesu von Nazareth, wenn sie selbst die Verlaufsform unbedingter Zuwendung zum Menschen annimmt. In ihrem Zeugnis muss sie vollziehen, was sie bezeugt. Mehr noch: Wenn die Offenbarung Gottes in Jesus von Nazareth bestimmt ist durch die Koinzidenz von Vollzug und Gehalt unbedingter Zuwendung, dann kann es eine Weitergabe und Vergegenwärtigung dieser Offenbarung nur geben, wenn diese Koinzidenz tradiert werden kann.<sup>6</sup>

(12) Die Bedeutung (d. h. Autorität und Normativität) der *Hl. Schrift* besteht darin, die Partitur dieser Vergegenwärtigung zu sein. An ihr vorbei ist das „Wort Gottes“, wie es in der Verkündigung Jesu vergegenwärtigt wurde, nicht zugänglich. Sie ist also nicht in einem beliebigen Sinn autoritativ oder normativ für den Glauben, sondern nur in dem Sinn, in dem es ihr um die Zusage von Gottes Zuwendung zum Menschen geht. Zur Einlösung dieses Anspruchs bedarf es der Praxis ihres Inhaltes, d. h. unbedingter Zuwendung zum Menschen.

(13) Die *Tradition* (wozu u. a. Liturgie, Katechese, Spiritualität zählen) besteht in der „Aufführung“ der Partitur des Evangeliums Jesu, genauer: in

6 Vgl. hierzu auch Höhn, Hans-Joachim: *Gott – Offenbarung – Heilswege: Fundamentalthologie*. Würzburg: Echter 2011, 278–309.

einer Bezeugung des Evangeliums, die auf jeweils zeitgemäße Weise der „Sache Jesu“ gerecht werden will. Für den Glauben und seine Weitergabe ist sie nur insoweit verbindlich, wie sie demjenigen Sinn entspricht, in dem auch die Hl. Schrift als „Wort Gottes“ verstehbar ist, d. h. sie muss transparent sein auf Vollzug und Gehalt unbedingter Zuwendung, worin sich das Verhältnis Gottes zum Menschen offenbart.

(14) Als *Dogma* gilt eine für die Gemeinschaft der Glaubenden verbindliche Aussage über konstitutive Glaubensinhalte, die – situativ bedingt – auf zeitgemäße Weise der Sache des Glaubens „über den Tag hinaus“ gerecht werden will. Ein Dogma dient somit der Feststellung einer Übereinstimmung hinsichtlich der jeweils zeit- und sachgemäßen Weitergabe, Auslegung und Praxis des Evangeliums. Seine Normativität bzw. Autorität gründet nicht in Rang, Funktion oder Anzahl der an seinem Zustandekommen beteiligten Personen. Vielmehr ist diese zu beziehen auf die Feststellung, ob und inwieweit bestimmte Gehalte, Formen und Formate der Tradition dem Sinn entsprechen, in dem sie als authentische Übersetzung des Evangeliums in jeweils neue soziokulturelle Konstellationen gelten können. Rang, Funktion oder Anzahl der an seinem Zustandekommen beteiligten Personen sind allenfalls belangvoll für die Frage, wie repräsentativ ein Konsens ist, der in einem Dogma formuliert wird.

(15) Schrift, Tradition und Dogma können nicht isoliert oder solitär als Normen der Glaubensweitergabe betrachtet werden. Als Partitur des Wortes Gottes ist die Hl. Schrift darauf angewiesen, „aufgeführt“ zu werden; die Tradition kann nur als jeweils neue Aufführung dieser Partitur Bedeutung beanspruchen und das Dogma hat nur als Ausdruck eines Konsenses hinsichtlich der Authentizität zeit- und sachgemäßer Verkündigung Belang. Die Feststellung eines solchen Konsenses muss Maß nehmen an jenem Maßstab, wodurch sich auch die Hl. Schrift als ursprüngliche Norm der Verkündigung auszeichnet: Zusage von Gottes unbedingter Zuwendung zum Menschen.

(16) Unvereinbar mit diesem Verständnis von Tradition und Dogma ist die Auffassung, es gebe christliche Glaubenswahrheiten, die von einer Quelle außerhalb der Hl. Schrift stammen. Zwar gehen auch der Hl. Schrift Überlieferungsprozesse voraus. Allerdings sind sie nur durch die Hl. Schrift rekonstruierbar. Unter dieser Rücksicht bleibt es dabei, dass an ihr vorbei die Verkündigung Jesu nicht zugänglich ist („sola scriptura“). Eine vom Zeugnis der Hl. Schrift isolierte Überlieferung oder ein vor ihr nicht gedecktes Dogma sind daher nicht als Glaubensnorm verstehbar.

(17) In einem Dogma können nur solche Aussagen als Glaubensaussagen festgehalten werden, in denen das im Kontinuum der Überlieferung vermittelte ursprüngliche Zeugnis der Hl. Schrift zeitgemäß und sachgemäß zum

Ausdruck kommt. Die Tradition enthält keine zusätzlichen glaubensrelevanten Inhalte zur Hl. Schrift, sondern stellt die Verlaufsform der Weitergabe des Evangeliums und seiner Erschließung als „Wort Gottes“ dar. Nur jene Tradition kann für den Glauben verbindlich sein, welche die Aufgabe erfüllt, das Evangelium zeit- und sachgemäß zu vergegenwärtigen (und nicht etwa zu ergänzen, zu ersetzen, zu relativieren oder zu überbieten).

(18) Die „Fülle der Wahrheit“ des christlichen Glaubens setzt sich nicht aus einzelnen „Bestandteilen“ zusammen (für die jeweils Schrift, Tradition und Dogma stehen), sondern manifestiert sich in der zeit- und sachgemäßen Übersetzung der einen Grundwahrheit des Christentums: dass dem Menschen im Leben und Sterben die Gemeinschaft mit Gott zugesagt ist.

(20) Das gegenseitige Verwiesensein von Hl. Schrift, Tradition und Dogma ergibt sich aus dem Vorrang materialer Autorität vor formaler Autorität. Schrift, Tradition und Dogma sind darum nicht positivistisch hinzunehmende Normen, deren Autorität ungeprüft vorauszusetzen wäre. Sie lassen sich vielmehr daraufhin prüfen, dass sie nur miteinander als Ort und Geschehen der Erschließung von Gottes Wort bzw. der Begegnung mit dem Evangelium Jesu verstanden werden können.

(21) Die Hl. Schrift ist nur in dem Sinne „inspiriert“ und „irrtumslos“, dass man sich auf das, wovon sie spricht, im Leben und Sterben verlassen kann. Es handelt sich bei der Rede von der „Inspiration“ der Hl. Schrift somit nicht um eine äußerlich hinzukommende Garantie ihrer Wahrheit, sondern um die Qualität der von ihr bezeugten Wahrheit, an der die Hl. Schrift partizipiert: Gemeinschaft mit Gott lässt sich gar nicht anders aussagen als vom Geist Gottes getragen und als existenziell unbedingt verlässlich.

(22) Die Zurückführung aller Autorität/Normativität auf das „Wort Gottes“ stellt keine Auflösung formaler Autorität dar. Vielmehr bestehen auf der Basis des performativen Charakters von Gottes Wort formale und materiale Autorität nur miteinander, d.h. sie gelten nur insoweit, wie sie koinzidieren.

(24) Als Glaubensaussagen sind nur solche Aussagen verstehbar, die Gott „um unseres Heiles willen [...] aufgezeichnet haben wollte“ (Vaticanum II, Dei Verbum nr. 11). Sofern solche Aussagen aus Schrift, Tradition oder Dogma entnommen werden, muss die Theologie den Nachweis erbringen, dass diese Aussagen solcherart sind, dass sie sich allein in diesem Sinn angemessen und widerspruchsfrei verstehen lassen und sich jeder anderen Deutung nachweislich entziehen. Vernunfteinwände gegen ihre Deutung als „Heilzusage“ müssen sich mit Vernunftargumenten widerlegen lassen.

(25) Die Vernunft verlangt, dass Christen nichts für glaubwürdig oder glaubhaft halten, von dem nicht feststeht, dass sie es zugleich widerspruchsfrei

denken können. Ob eine Aussage un- oder widervernünftig ist, erkennt man daran, dass man sich beim Versuch, diese Aussage gegen vernünftige Kritik zu verteidigen, in (logische) Widersprüche verwickelt.

## **Anschließende Diskussion**

*Stefan Schorch*

Vielen Dank für diesen spannenden Vortrag. Ich möchte dennoch gegen einen Punkt ganz energisch Einspruch erheben, nämlich gegen Ihr Kriterium der Originaltreue. Wir haben doch in der Schrift wie im Grunde auch in der Tradition tatsächlich, und ich würde sagen, das ist systematisch, also strukturell so angelegt, niemals ein Original, sondern immer schon nur die Wiedergabe des Originals. Das ist doch gerade die Logik des Schriftprinzips, würde ich sagen. Wir haben eben nicht Jesus Christus, wir haben nicht den *Logos*, sondern wir haben Schrift, *Logos* immer schon nur im Text. Das heißt, das Original ist uns, würde ich jetzt ganz provokativ sagen, durch die Tatsache, dass wir es mit einem Text zu tun haben, systematisch und strukturell verstellt. Und das ist mir auch in Ihrem Bild der Partitur deutlich geworden. Die Partitur kann natürlich niemals dazu führen, dass wir dasselbe Hörerlebnis haben wie etwa die Hörer zur Bach-Zeit. Sonst würde es die historische Aufführungspraxis jetzt nicht geben, die auch wiederum nicht zu den Ergebnissen führen wird, die vielleicht diesbezüglich noch in 20 Jahren anerkannt sind, weil die Kirchen dazu wieder umgebaut werden müssten usw. Und das möchte ich verbinden mit dem zweiten Punkt, betreffend Ihr Plädoyer für Performativität. Da ist nun mein Eindruck, die findet ja die ganze Zeit statt, denn die Aneignung des Textes ist ja immer schon Teil der Tradierung des Textes, aber auch Teil der Textwerdung schon gewesen. Also die Performativität, da müssen wir uns nicht dafür oder dagegen aussprechen, sondern mit der sind wir die ganze Zeit schon konfrontiert. Wie geben eben keine Originale weiter, auch wenn das protestantische Theologie gerade hier in Wittenberg zeitweise behauptet haben mag. Wir geben immer Texte weiter, die als gelesene Texte natürlich von vornherein veränderlich sind. Und da man die Grenze zwischen Text und Kontext nach heutigen textwissenschaftlichen Ansätzen längst nicht mehr so scharf ziehen kann, wenn überhaupt, wie man das früher mal gedacht hat, wird man das überhaupt nicht voneinander trennen können.

*Hans-Joachim Höhn*

Also, dass Vergleiche hinken, das gebe ich gerne zu, und dass auch meine Allegoriebildung über die Partitur eine Hilfskonstruktion ist, die ebenfalls ihre eigenen Grenzen hat, das gebe ich auch gerne zu. Ich meine aber, dass Sie mit Ihren ersten Einwänden bereits ein systematisches Missverständnis offenbaren. Das Original ist nicht der Text. Das Original ist das Geschehen unbedingter Zuwendung. Und es ist die Frage: Kann man das Ereignis

unbedingter Zuwendung originalgetreu übersetzen, tradieren, vergegenwärtigen? Und das kann man nur, darauf insistiere ich, indem man die Koinzidenz von Vollzug und Gehalt tradiert. Und wenn man nur einen Text, also wenn man nur ein Notenblatt verschickt und sagt: Das ist Bach, sogar ein Autograph von Bach, dann hören wir nichts. Da können tausend Gutachter bestätigen: Ja, das ist eine Originalhandschrift von Bach, könnt ihr für 2,5 Millionen verkaufen; dieser Originalitätsnachweis heißt für mich gar nichts. Das Original ist der Sound, und nicht die Notenschrift. Also, wir müssen hinter den Text zurück, wir müssen wieder an die ursprüngliche Koinzidenz von Vollzug und Gehalt der unbedingten Zuwendung heran, das ist das Original.

#### *Mouhanad Khorchide*

Ich habe hier eine Verständnisfrage, und zwar: Wie findet der Vollzug hier und heute seinen Ausdruck? Ich frage das, um zu hinterfragen, ob das anschlussfähig an meine These von gestern ist?

#### *Hans-Joachim Höhn*

Das ist genau der Anschlusspunkt. Insofern setze ich da an und setze dort fort, wo Sie gestern auch Ihren markanten Punkt gesetzt haben. Es braucht in der Tat diese Vollzugs-Gehalt-Einheit für die Gläubigen in der Verlaufsform einer Praxis. Ich habe vor einiger Zeit den Satz gefunden, der mir sehr eingeleuchtet hat, der sogar das Ergebnis einer Auseinandersetzung mit dem Bilderverbot war. Da hat jemand gesagt, das einzige Bild, das wir uns – als Christen – von Gott machen dürfen, ist die Liebe zum anderen Menschen. Und das ist Praxis, da passiert die Koinzidenz von Vollzug und Gehalt der Liebe Gottes zu uns, als eine Übersetzung und Umsetzung.

#### *Muhammad Abdalghani Shama*

Sie sprachen von Schrift, Tradition und Dogma. Schrift und Tradition beziehen sich auf den Heiligen Text. Aber Dogma? Nennt man nicht die Beschlüsse der katholischen Kirche auch Dogmen? Meine Frage ist, inwieweit sind die Dogmen der katholischen Kirche mit den Heiligen Schriften vergleichbar bzw. in welchem Verhältnis stehen Dogma und Schrift zueinander?

#### *Hans-Joachim Höhn*

Man könnte Dogma ganz einfach wiedergeben auch im katholischen Verständnis mit „Feststellung einer Übereinstimmung im Glauben“ mit dem Anspruch, dass diese Feststellung einer Übereinstimmung, also ein Konsens, über den Tag hinaus Bedeutung hat. Hinzu kommt, dass ein Dogma

im katholischen Verständnis aus einer Krise geboren wird, seinen Kontext in einem Streit hat, wo fragwürdig geworden ist, glauben wir alle noch in der gleichen Weise dasselbe, oder gibt es Abweichungen, die einen vorher bestehenden Konsens aufbrechen? Daher ist das Dogma eigentlich der Versuch einer Erneuerung des Konsenses im Glauben. Unter dieser Rücksicht hat ein Dogma einen viel geringeren Rang, was seine Normativität angeht, als die Schrift. Ein Dogma ist im Grunde erst dann gefragt, wenn der Umgang mit der Schrift in der Praxis oder in der Theologie zu einer Krise oder dem Zerbrechen eines Glaubenskonsenses führt. Erst dann tritt ein Diskurs ein, der versucht, am Ende einen Konsens zu markieren, der eine Feststellung eines Konsenses über Glaubenthemen wieder darstellt, allerdings mit dem Anspruch: Dahinter darf man nicht mehr zurückfallen. Was wir jetzt sagen, ist über heute hinaus belangvoll und für morgen ein Orientierungspunkt. Insofern also entsteht eine in meinen Augen deutliche Nachordnung des Dogmas als eines Kriteriums für die Weitergabe des Glaubens hinter der Schrift.

#### *Muhammad Abdalghani Shama*

Wie ist es mit Harmonie und Harmonisierung zwischen Schrift und Dogma sowie zwischen Dogma und Tradition, insbesondere mit dem dynamischen Charakter der Tradition, gab es Prozesse der Harmonisierung?

#### *Hans-Joachim Höhn*

Dasselbe wiederholt sich, wenn es um die Frage geht: Gibt es Traditionen, die nicht mehr einen Glaubenskonsens abbilden, oder gibt es Neuentwicklungen, Neudeutungen oder neue Aufführungen, von denen nicht klar ist, ob sie tatsächlich authentische Wiedergaben dessen sind, was die Schrift will und meint? Das sind in der katholischen Kirche viele der späteren Dogmen, die späten Mariendogmen haben ja keinen Anhalt in der Schrift. Die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel, dafür gibt es keine Schriftanhalte, keinen Schriftbeweis. Und hier ist die Frage, ob man zeigen kann, dass, obwohl es für diese Überzeugung oder diese Glaubensaussage keinen Schriftbeweis gibt, dennoch von ihr gesagt werden kann, dass sie konform geht mit der Schrift. Also muss zumindest nachgewiesen werden, dass sie nicht gegen die Schrift ist. Es muss mindestens nachgewiesen werden, dass sie nicht dem widerspricht, was Grundaussage, Intention, Ziel, Mitte der Schrift selber darstellt. Und dann kann auch darüber die Feststellung einer Übereinstimmung getroffen werden, die autoritativ ist oder die repräsentativ ist oder die bindend ist für die gesamte Kirche. Aber auch hier sehen Sie, hier rangiert erneut das Dogma ganz spät. Es tritt erst wieder auf, wenn eine bestimmte Praxis, zum Beispiel eine liturgische Praxis oder ein Frömmigkeitspraxis wie etwa

die Marienfrömmigkeit angefragt wird: Gehört sie noch dazu oder gehört sie nicht dazu? Wollen wir sagen, es ist konform, oder müssen wir sagen, es ist nicht mehr konform? So hat es zum Beispiel vor 50 Jahren die entschiedene Verneinung gegeben gegen einen Wunsch, den es in der katholischen Kirche gab, Maria als Miterlöserin zu bezeichnen. Da hat man gesagt, nein, weder gibt es einen Anhalt in der Schrift noch Konformität, sondern diese Aussage weicht eher ab von dem Grundzeugnis der Schrift. „Solo Christo“ sind wir erlöst, so dass hier auch dogmatisch ein negatives Dogma erfolgen kann, wo gesagt wird, das und das gehört nicht dazu. Ich wiederhole mich: Auch hier wird deutlich, dass das Dogma eine sehr späte kirchliche Konsensbildung ist mit Blick auf die Kompatibilität dessen, was in der Tradition praktiziert wird, bezugnehmend auf die Schrift.

### *Christiane Tietz*

Ich finde diesen Ansatz, die Gleichzeitigkeit von Gehalt und Vollzug deutlich zu machen, natürlich ganz überzeugend, aber würde nicht daraus eigentlich folgen, dass die Schrift nicht in dieser Trias genannt werden kann, sondern ein eindeutiges „Prä“ hat, weil eigentlich nur sie das leisten kann? Das Dogma leistet ja nicht, dass sich das, wovon es spricht, wirklich bei mir vollzieht, und das gleiche wäre wahrscheinlich auch für die Tradition zu sagen. Denn nur die Schrift kann dies, dass da wirklich etwas bei mir existentiell ankommt, gewährleisten.

### *Hans-Joachim Höhn*

Im Idealfall wäre auch ein Dogma von dieser Qualität. Im Idealfall würde ja auch die Feststellung einer Übereinstimmung im Glauben das materialiter wieder deutlich machen und uns vor Augen stellen, was eigentlich Kerngehalt des Glaubens ist. Also im Idealfall wäre auch ein Dogma Vergegenwärtigung der Koinzidenz von Vollzug und Gehalt. Die Frage ist nur, ob aufgrund seines Status einer Feststellung einer Übereinstimmung im Glauben man nicht sprechakttheoretisch oder sprachlogisch bereits eine Metaebene betreten hat, wo man nur noch eine Deutungsregel transportiert, aber nicht mehr den Gehalt des zu Deutenden. Das ist dann sozusagen der Nachteil dessen, was wir Dogma nennen.

Ja, Sie haben recht, ich halte auch fest daran, dass der Schrift in dieser Trias ein Sonderstatus zuzumessen ist, weil sie einmal das historisch ursprünglichste Zeugnis ist, aber was mit Kanon gelegentlich diskutiert wurde, heißt ja auch, hier hat eine Feststellung einer Übereinstimmung stattgefunden. Dass wir vier Evangelien haben, ist auch Resultat einer Feststellung einer Übereinstimmung; so dass wir Strukturen des Dogmas auch wiederfinden,

wenn es darum geht, das zu identifizieren, was wir Schrift nennen. Und insofern erweist sich hier die heuristische Tragfähigkeit des Insistierens auf der Koinzidenz von Vollzug und Gehalt.

### *Christiane Tietz*

Ich möchte noch kurz nachfragen: Die Schrift nehme ich ja deshalb in den Vollzug mit hinein, weil sie sagt: Das gilt mir. Das macht das Dogma doch nicht, es sei denn, es kriegt die Gestalt der Predigt, in der auch gesagt wird: Das gilt dir.

### *Hans-Joachim Höhn*

Machen wir ein Beispiel: Wenn ich die Endgerichtsrede nehme, wo es im Grunde um eine Regieanweisung geht zur Einheit von Gottes- und Nächstenliebe. Wo gesagt wird, in der Sphäre der interpersonalen Zuwendung zu den Gefangenen, Obdachlosen, Armen, Entrechteten, Hungernden bist du in der Sphäre der Unbedingtheit und Unüberbietbarkeit der Zuwendung Gottes. Du setzt sie sozusagen um, bist Dolmetscher, Übersetzer der unbedingten Zuwendung Gottes. Du bist darum in der Sphäre der Heilszusage Gottes. Dann ist das eine entsprechende Regieanweisung. Bin ich wirklich ganz weit weg (Ich mach's mal ganz steil mit dem Dogma des Konzils von Chalcedon und der Zwei-Naturen-Lehre), wenn ich sage, das Menschliche hat eine solche unüberbietbare Bedeutung, dass es unbedingt hineingehört in die Bestimmung dessen, wer dieser Jesus ist, was sein Wovon-Her und sein Worauf-Hin seiner Existenz gewesen ist? Ich muss mir ein bisschen Mühe geben, da haben Sie schon recht, das herauszupräparieren, aber das ist dann eben das Geschäft der Dogmenhermeneutik, und wenn es wirklich eine theologische Hermeneutik dieses Dogmas ist, dann wird man irgendwann darauf kommen zu sagen: Ja, auch dieses Dogma ist eine Antwort auf die Frage, wie würdigt Gott das Geschaffene, das Menschliche, was ist es ihm wert, welchen Rang, welche Bedeutung gibt er ihm selber in seiner Heilszuwendung zu Menschen. Und deswegen ist diese Zwei-Naturen-Lehre so dicht; so hochgeschätzt ist das Menschliche in den Augen Gottes, dass es immer wiederkehrt im Ereignis seiner Selbstmitteilung. Also, wenn ich mir ein bisschen Mühe gebe, dann entdecke ich auch hier eine analoge Struktur.

### *Johannes Thon*

Ich kann den Gedanken sehr gut nachvollziehen, dass der Bibeltext nur authentisch verstanden werden kann, wenn er im Kontext der glaubenden Gemeinde gesehen wird. Nur dort kann er eigentlich authentisch überliefert und auch verstanden werden. Das leuchtet mir schon ein. Aber so, wie Sie

es dargestellt haben, kam es mir doch etwas harmonistisch vor, weil es immer auch ein Bewusstsein für die Differenz geben muss. Das ist einfach ein Problem, wenn die Voraussetzungen zum Verstehen durch die Jahrhunderte hindurch überliefert werden in einer glaubenden Gemeinde, dann verändert sich auch der Glaube dieser Gemeinde. Und es wäre blind, wenn wir uns nicht vor Augen führten, dass der Text auch in Differenz zu diesen Veränderungen treten kann.

### *Stefan Schorch*

Das klingt jetzt natürlich sehr unlutherisch, was ich sage, aber, um noch mal auf dieses Verhältnis zwischen Dogma und Schrift zu kommen: Also, die Bibel sagt nicht: Das gilt dir, so ohne Weiteres. Sondern die Bibel sagt uns an vielen Stellen auch: Entschuldigung, aber das gilt nicht dir, das gilt anderen. Und das heißt, das denke ich, ist bei der Bibel, beim Koran, bei jeder Schriftreligion ganz fundamental, diese Unterscheidung: zu schauen, wie sind denn die Kontexte. Das ist ja auch von unseren muslimischen Gesprächspartnern, wenn ich es richtig verstanden habe, ganz zu Recht betont worden. Nicht alles, was zu Muhammads Zeiten korrekt war, ist heute noch unbedingt genau so, sondern anders, weil die gesellschaftlichen Umstände anders sind. Und genau so gilt das auch bei biblischen Texten. Wir sind also ganz unmittelbar dazu aufgefordert, die historische Differenz auch zu beachten.

### *Hans-Joachim Höhn*

Mir missbeagt, mir gefällt nicht, dass Sie immer wieder „Text“ sagen. Wenn Sie „Partitur“ sagen, kann ich Ihnen antworten. Wenn Sie „Text“ sagen, kann ich Ihnen nicht mehr antworten. Natürlich müssen wir je neu in wechselnden historischen Kontexten und sozialen Umgebungen fragen: Wer sind denn heute die Hungernden, die Armen, die Rechtlosen, die Obdachlosen, die Verwahrlosten? Das sagt uns keine Schrift rezeptartig oder listenartig. Da beginnt sozusagen die Suche. Aber was nicht zur Disposition steht, ist die Aufgabe, eben aus unbedingter, voraussetzungsloser Zuwendung genau sich jenen zu öffnen und auf jene zuzugehen. Ohne Vor- und Nachbedingungen aufzustellen. Das, denke ich, ist nicht verhandelbar. Das ist der *status cadentis*, mit dem wir zu tun haben und den uns die Schrift vermittelt.

### *Stefan Leder*

Vielleicht kann ich an dieser Stelle eine Anregung versuchen, die noch mal die christlich-islamische Perspektive in Szene setzt, denn mit dem Begriff Performanz scheinen wir an etwas heranzukommen, das von vielen Gemeinsamkeiten und Unterschieden geprägt ist. Wenngleich weniger Unterschiede

hier vorliegen, als es im Umgang mit dem Begriff Vernunft zu sein scheint. Das haben wir ja in der Sitzung zuvor sehr deutlich gemerkt, dass ganz andere, wahrscheinlich nicht nur aus der Religion selbst entstandene, sondern kulturell geprägte Unterschiede auftauchen. Ich würde gern bei dieser Gelegenheit, wenn man es als Anregung noch mal aufgreift, zum Begriff Performanz noch mal rückfragen. Was unter Performanz zu verstehen ist, das geht ja weit über *imitatio* hinaus und über Vergegenwärtigung. Was hier gemeint sein kann, ist Gegenstand der Frage und der Anregung zugleich. Es könnte nämlich auch das sein, was wir dann im muslimischen Bereich *samaʿ*, also das Hören des Koran, nennen, der ja auch eine Art Vergegenwärtigung ist. Wenn Sie in der Richtung denken, dann haben wir natürlich eine ganz starke Ebene der Resonanz auf muslimischer Seite für das, was Sie hier gesagt haben. Wir hatten vor zwei Wochen gerade eine Konferenz in Beirut über „performing religion“, und da waren genau diese Aspekte sehr stark im Vordergrund. Ich möchte hier nicht ausführlicher werden, sondern auf den Band verweisen, der dann herauskommt. Da scheint ja eine sehr starke Möglichkeit zu sein, mit in das Gespräch einzusteigen. Was ich jetzt machen kann, ist das anregen.

#### *Hans-Joachim Höhn*

Ich würde das gern verstärken und gleich weitergeben an die Vertreter der islamischen Theologie. Sie haben in den letzten beiden Tagen sehr oft darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, die arabische Sprache zu beherrschen. Wir wissen ja auch, dass es ein Übersetzungsverbot des Koran in andere Sprachen gibt. Und ich sehe da eine Entsprechung zu dem, wofür ich plädiert habe, nämlich dass es eine Sphäre gibt, in der man die Wahrnehmung des Unbedingten und Unüberbietbaren machen kann. Und vielleicht ist im Islam gerade das klangliche, das ästhetische Moment, der Sound Gottes, wie er in der arabischen Sprache vernehmbar ist, ein ganz entscheidendes Kriterium, um hier den Menschen auf seine Resonanzfähigkeit für diesen Sound ansprechen zu können.

Das wäre jetzt meine Frage, ob Sie auch eine Möglichkeit haben, diesen Begriff Performanz, Resonanz, oder des Performativen, auch in Ihren theologischen Ansätzen übernehmen zu können oder es für kompatibel zu halten.

#### *Muhammad Abdalghani Shama*

Ich will nur erläutern, dass wir Muslime den Begriff „Stimme Gottes“ nicht verwenden. Anstelle dessen sagen wir „Wort Gottes“. Denn es ist nicht belegt, dass Gott eine Stimme hat. Für die Stimme ist eine Zunge oder

ähnlicher Apparat erforderlich. Dies stimmt nicht mit den Eigenschaften Gottes überein.

### *Mouhanad Khorchide*

Klar, in der islamischen Tradition wird der Koran sehr gern, vor allem im Volkislam, einfach gehört, und es berührt die Herzen vieler Menschen. Einfach das Hören, das ästhetische Moment, auf jeden Fall. Ich würde aber sagen, das ist eine Ebene, und würde nicht sagen, das wäre alles, um von Performanz hier zu sprechen. Es fehlt, wie ich das gestern ausgeführt habe, der Vollzug im Handeln noch. Also, wenn es nur das wäre, dass man nur berührt wird von dem ästhetischen Hören, dann ist das zwar eine Ebene, die da ist, aber es muss noch mehr dazu kommen, um wirklich von einer ganzen Berührung zu sprechen. Der Vollzug muss noch geschehen.

### *Muhammad Abdalghani Shama*

Der Kollege sagte, dass die Übersetzung des Koran nicht gestattet ist bzw. es gibt eine Rechtsmeinung, dass die Übersetzung des Koran *haram* ist. Wir müssen darauf achten, dass die Sprache des Koran ihre eigenen Eigenschaften hat, die man nicht bei der Übersetzung der Begriffe des Koran wiedergeben kann. Der Koran wird eben unterschiedlich rezipiert und verstanden. Der Übersetzer übersetzt nicht eigentlich den Koran selbst, wenn er übersetzt, sondern übersetzt lediglich, was er rezipiert und verstanden hat. Deshalb sprechen wir von Übersetzung der Wortbedeutung des Koran.

### *Alsayed Alrahmany*

Eigentlich möchte ich in diesem Vortrag auf einen Punkt zurückkehren, um meine These zu untermauern. Meine These von der Wichtigkeit von *usul al-fiqh* möchte die Typologie des Verstehens im Islam hervorheben. Sie haben so viele wichtige Begriffe benutzt, die sehr intensiv in den *usul al-fiqh* erforscht wurden und nicht in der islamischen Glaubenslehre. Und gerade gestern hat Professor Khorchide sehr viel aus dem Bereich der *usul al-fiqh* profitiert, und ich finde, dass *usul al-fiqh* von uns Muslimen einen sehr wichtigen neuen Ausgangspunkt für das Wiederlesen unserer Glaubenslehre, unserer Koranexegeese darstellt. Unter diesen wichtigen Begriffen, die Sie benutzt haben, finde ich die Authentifizierung und auch die Autorisierung, die Quellen, Vernunft, Konsens, Analogieschluss und Kontext sind sehr zentrale Begriffe in den *usul al-fiqh*. Ich möchte, dass wir Muslime von dieser wichtigen und lange vernachlässigten Disziplin profitieren und sie wieder zur Hand nehmen.

*Ahmed Abd-Elsalam*

Vielleicht hat Performanz verschiedene Formen der Realisierung. Wenn wir als Muslime den Koran rezitieren, sind wir dazu verpflichtet, es gehört also dazu. Aber wir sprechen hier über eine andere Ebene. Das hier ist nicht die Ebene, woher ein Dogma entsteht, sondern es geht darauf hin, wovon Sie gesprochen haben, die Originalität oder Authentizität, aber auf einer sehr individuellen, subjektiven Ebene. Wenn ich als Muslim den Koran rezitiere, dann bin ich in einen Dialog mit Gott eingetreten, und dadurch hat dieses Rezitieren eine Wirkung auf mich. Aber diese Wirkung ist sehr individuell und beeinflusst mich und meine Handlung, aber nicht mein Dogma.

*Klaus von Stosch*

Das bringt mich zu einer Anschlussbemerkung, weil ich auch eine Frage stellen wollte, die sich darauf bezieht, und insofern passt. Ich habe den Eindruck, dass, so wie du es jetzt dargestellt hast, das Dogma auch eine positive Funktion bekommt, um die Zuwendung Gottes darzustellen. Dass das Dogma nicht nur *via negativa* einen Weg freiräumt oder diese Leitplankenfunktion hat, sondern auf einmal muss das Dogma jetzt auch eine Gestalt der Zuwendung Gottes sein. Das ist vielleicht gar nicht nötig. Vielleicht genügt es, wenn das Dogma etwas ist, was im Sinne dieser Leitplanken- oder Schutzfunktion Begegnungsmöglichkeiten eröffnet. Dann würde es wieder gut passen zu dem, was Sie sagen, dass ich in der Rezitation des Koran erleben kann, dass das durch die Glaubenslehre geschützt werden soll; dass die Glaubenslehre die Funktion hat, mich zu einem Handeln zu ermutigen, aus der Barmherzigkeit heraus, die mir dann die Begegnung mit dem barmherzigen Gott ermöglicht.

*Johannes Schnocks*

Eine Nachfrage. Ich versuche jetzt, das als Katholik nochmal zu verstehen. Ich frage mich, worin die Performanz je und je und je besteht. Hier einfach die Frage: Kann man das in einem weiteren Sinn als sakramental bezeichnen?

*Hans-Joachim Höhn*

Im Grunde ist das, was im katholischen Sinne Sakrament genannt wird, eine Form des Performativen; es wendet an, wovon es handelt. Es realisiert, wovon es spricht, das wäre eine Formulierung, die man damit überblenden könnte. Die Entdeckung des Performativen in der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts lief zum guten Teil über die Beobachtung religiöser Praktiken. Liturgische Praktiken waren der Entdeckungsort dessen, was dann das säkular Performative genannt wird.